

AR-Joem - 051-57

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 55641

5

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יצאי מרכז

אירופה".

מס' 10 תאריך 3.1985



דמי החזרה	ש.ל.מ. P.P.
מובטחים	תל-אביב-יפו
ת"א, ת.ד. 1480	Tel-Aviv-Yafo
	2 1 0 4

★

In einem Artikel über den Libanon-Krieg, den Abba Eban in der „Jerusalem Post“ veröffentlichte, prägte der Politiker den klassischen Satz: „Der Abstand zwischen den Zielen und den Folgen ist derartig gross, dass der Libanon-Krieg Anspruch auf den ersten Preis in der Geschichte für politische und militärische Fehlrechnung erheben könnte.“

★

**ידיעות של ארגון עולי מרכז אירופה**  
**Wochenzeitung des Irgun Olej Merkaz Europa**

Tel-Aviv • 8. März 1985 • Jahrgang 53 • Nr. 10 • ט"ו אדר תשמ"ה

GABRIEL ILAN

## MUBARAK IST NICHT SADAT

### Die ägyptische Friedensoffensive - ein Fehlstart ?

Ein Foto oder eine Karikatur sagt oftmals mehr als tausend Worte Kommentar. Dass die überraschende Friedensoffensive des ägyptischen Staatspräsidenten in Israel nicht nur begeisterte Zustimmung gefunden, sondern auch erhebliche Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit ausgelöst hat, ist angesichts des fast permanenten Kriegszustandes, in dem wir uns befinden, nicht verwunderlich, und wenn wir auch einen Friedensvertrag mit Kairo geschlossen haben, so kann doch von wirklich gutnachbarlichen Beziehungen noch nicht die Rede sein. Die Heimberufung des ägyptischen Botschafters aus Tel-Aviv wegen des von Israel initiierten Libanonfeldzuges sowie wegen der das gesamtarabische Nationalgefühl verletzenden Behandlung der Bevölkerung im Westufergebiet und schliesslich wegen der israelischen Resistenz gegen eine schiedsrichterliche Regelung der Taba-Frage sind die „Marksteine“ auf der schiefen Ebene der Abkühlung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten, — eine Entfremdung, die bereits vom Zustand des Kalten Friedens sprechen und die grandiosen Tage der Sadat-Begin-Begegnungen fast vergessen liess. Nun scheint sich wieder ein Wandel zum besseren anzukündigen, — die Schachal-Mission nach Ägypten ist ein sichtbarer Beweis dafür, auch Handels- und Kulturbeziehungen beginnen „aufzutauen“ und das atmosphärische Tief abzuziehen.

Aber weder eine kurze Ministerreise nach Kairo noch die zeitlich noch kürzer bemessenen Gespräche zweier

Mubarak-Sonderemissäre in Jerusalem können als die Schwalben angesehen werden, die den Frühling ankündigen. Und so hat ein Karikaturist („Dry Bones“ in der Jerusalem-Post) treffend die drei israelischen Reaktionen auf den „Elefanten mit dem Ölzweig“ skizziert: gewaltiger Trick, sagt der eine; grosse Möglichkeit der andere; ganz unerheblich meint der dritte. Worauf die anderen Gesprächspartner in ihrer Naivität fragen: Ja, was bedeutet das denn alles nun wirklich ?

Die Frage ist nur allzu berechtigt.

Ausser Zweifel steht, dass sich Mubarak zu seinem als Sensation empfundenen Schritt nur entschlossen konnte, als Israel mit seiner Absicht, sich aus dem Libanon zurückzuziehen, ernst machte. Über Taba hat man zwar zu verhandeln begonnen, ist aber noch nicht vorwärts gekommen; wie verlautet, ist Peres bereit, sich mit einem schiedsgerichtlichen Verfahren, wie es das Camp David-Abkommen vorsieht, abzufinden, während Schamir weiterhin auf Verhandlungen besteht, um die Sache hinauszuziehen, die für Israel nicht gut steht. Das alles deutet noch nicht auf Tauwetter; doch der aus Israel wehende Wind begann sich zu drehen, vor allem seit nicht mehr allein Neinsager

in der Jerusalemer Regierung das Sagen haben. Überdies — und dies war eine der Voraussetzungen für Mubaraks Initiative: Hussein und Arafat haben sich geeinigt und — angeblich! — auf Anerkennung aller den Nahen Osten betreffenden UNO-Resolutionen sowie auf direkte Verhandlungen mit allen in Betracht kommenden Faktoren festgelegt. Was das im Detail bedeutet, wird Hussein bei seinem jetzigen erneuten Besuch in Kairo zu erklären haben.

Hinter den grossen Worten des sog. Amman-Paktes steckt vermutlich weniger, als man anfänglich in Israel aus ihm herauszulesen hoffte. Arafat ist überdies nicht mehr Herr der Situation in der PLO. Deren radikaler Flügel lehnt jede, auch taktische, Konzession gegenüber Israel ab und besteht auf Fortsetzung des bewaffneten Kampfes und Widerstandes gegen die israelische Okkupation.

Mubarak hat möglicherweise diese Gegnerschaft gegen den Hussein-Arafat-Pakt unterschätzt. Sein Überraschungsversuch durch Entsendung zweier seiner engsten Berater nach Jerusalem (von denen der eine überdies nur insgeheim, quasi durch die Hintertür von Rafia, ins Land kam) konnte kein fait accompli im gesamtarabischen Lager schaffen. Hussein verhielt sich auffallend schweigsam,

hat womöglich erst in Saudi-arabien Erkundigungen und Weisungen eingezogen, wie er sich nunmehr verhalten und welche Taktik er gegenüber Mubarak einschlagen solle. Dieser hinwiederum glaubt, das Dilemma, in das ihn der PLO-Widerstand gegen seinen Friedensverhandlungsplan versetzt hat, durch eine Modifizierung seines Vorschlags dahingehend zu überwinden, dass sich zunächst einmal Araber (Mubarak, Hussein plus ein PLO-Phantomgebilde) mit den Amerikanern zusammensetzen und das weitere Vorgehen vor Einberufung einer Nahost-Konferenz besprechen. Worauf die Israel-Regierung zurecht verlauten liess, es gehe nicht darum, mit den Amerikanern Frieden zu schliessen, sondern den schwelenden Nahostkonflikt zu bereinigen!

So ist alles noch in der Schwebe. Dass Mubarak nicht nur aus altruistischen Motiven handelt, sondern handfeste ägyptische Eigeninteressen vertritt, wenn er vor seiner Amerika-Reise sich als Friedensbringer in spe ins Rampenlicht setzt, kann man ihm nicht verübeln. Ägypten braucht amerikanische Kredite und würde auch gern Dollar-Zuwendungen ohne Rückzahlungsverpflichtung akzeptieren, — ganz nach israelischem Vorbild. Dafür muss der Boden diplomatisch vorbereitet und geplant werden. Was wäre dafür besser geeignet, als den wahren Erben Sadats zu spielen, dessen Grosstrategie zu imitieren und Ägypten als Vormacht im Nahen Osten zu etablieren, geeignet und willens, mit dem „Erbfeind“

(Schluss umseitig)



Die letzte Ausgabe des „MB“ erscheint am 29. März als Sonderheft in erweitertem Umfang.

## MUBARAK

(Schluss)

Israel zu einer Verständigung zu gelangen? Nur lässt sich Nahost-Politik leider nicht nur mit guten Absichten führen. Mubarak ist schon darum nicht Sadat, weil er mit Opposition in seinem Lande rechnen muss; es geht diesmal auch nicht um ägyptisches Territorium, das wiederzugewinnen für Sadat condition qua non für Friedensvertrag war, sondern um das von Israel besetzte Westjordanland plus Gazastreifen. Dort galt bis Juni 1967 das Wort Husseins, dort entstand als Folge der Okkupation die arabische Widerstandsbewegung unter PLO-Führung. Nicht der Präsident Ägyptens also ist es, der etwas zu bieten hat, sondern das jordanisch-palästinensische Lager, aus welchen Komponenten es auch immer bestehen mag.

So ist es sachgerecht, dass und wenn der erste Streitpunkt bei den Vorbereitungen zu Friedensverhandlungen die Frage der Zusammensetzung der jordanisch-palästinensischen Delegation wurde: eine Delegation oder zwei? Und vor allem: welche Palästinenser? Kein PLO-Mann, dessen Hände blutbefleckt sind, oder der als intellektueller Urheber von Terrorakten gegen Israel anzusehen ist, ist die israelische Haltung, die von Likud wie Maarach geteilt wird. Gesinnungsschnüffelei wolle Israel allerdings nicht betreiben, meinte Abba Eban in diesem Zusammenhang in Erkenntnis der Tatsache, dass es vermutlich keinen Notabel mit Prestige und Statur in den besetzten Gebieten geben dürfte, der nicht voller Sympathie für die Versöhnungsbestrebungen der dortigen arabischen Bevölkerung ist, und der nicht — offen oder geheim — die Endziele der PLO-Führung billigt. Israel hatte mit dieser negativen Vorbedingung für jedwede Verhandlung Mubarak ein schweres, vielleicht sogar unübersteigliches Hindernis in den Weg gelegt. Konnte er aber etwas anderes erwarten? War er so naiv anzunehmen, Peres und seine Parteigenossen würden nicht nur seine Sonderbotschafter mit offenen Armen empfangen, sondern auch die Sonderbotschaften als eine Art Sadat-Vermächtnis sofort akzeptieren?

Beim Likud und auf der äussersten Rechten hatte man — wie nicht anders zu erwarten — sofort Bedenken. Schamir wurde nicht müde, in den letzten Tagen immer wieder auf die Unabdingbarkeit der in Camp David ausgehandelten Prozedur hinzuweisen; David Levy lehnte jede territoriale Konzession für das Westufergebiet a limine ab;

ein Gusch Emunim-Häuptling verstieg sich sogar zu der Voraussage, Nachgiebigkeit der Israel-Regierung gegenüber Jordanien und der PLO könnte zum Bürgerkrieg führen. Dieses ganze Lager der Nein-Sager sah in Mubaraks Initiative im Grunde nichts anderes als hinterhältige Taktik, wie es die vorerwähnte Karikatur beschrieb. Die anderen, die noch nicht alle Hoffnung auf einen endlichen Ausgleich mit den arabischen Nachbarn jenseits der grünen Grenze und jenseits des Jordan verloren und aufgegeben haben, wollen die Gelegenheit beim Schopf fassen und nicht wieder in der Welt und vor allem in den USA den Eindruck erwecken (oder verstärken), Israel sabotiere jeden, wie auch immer gearteten, Versuch, einen Ausweg aus dem Hexenkreislauf zu finden und den Gordischen Knoten endlich zu durchhauen. Daher Peres' Bemühen, das von Mubarak eingeleitete diplomatische Spiel mitzumachen, — nicht aus

blosser Taktik, sondern weil Israel es sich nicht leisten kann, einen hundertjährigen Krieg zu führen mit leerer Kasse, ständigem Devisenschwund, immer grösserer Abhängigkeit von den USA und angesichts einer beängstigenden Zunahme der Auswanderungsziffern. Grössenwahn und Stolz auf das Durchstehen einer jahrzehntelangen Belagerung haben eine Mentalität hervorgebracht, die die wahren Proportionen nur noch verzerrt sieht und die Überzeugung nährt: wir können uns alles leisten, wir brauchen auf die Weltöffentlichkeit keine Rücksicht zu nehmen, die westliche Welt braucht uns.

Das ist erfreulicherweise nicht die Haltung und Einstellung des Linksfügels der gegenwärtigen Regierung. Aber sie hat den Likud als Klotz am Bein und muss lavieren. Und deshalb kommt der Dritte im Bunde der Karikatur zu dem Ergebnis oder der Frage: vielleicht ist also alles doch ganz irrelevant und wird sich gar nichts ändern? Doch mit dem von den Regierun-

gen unter Begin betriebenen und als der Weisheit letzten Schluss gedachten Immobilismus kommt man nicht weiter. Einsichtige Beobachter der Nahost-Szene warnten schon lange: wenn jemals die Araber sich auch nur im geringsten verständigungs- oder wenigstens verhandlungsbereit zeigen werden, schlägt für Israel die Stunde der Wahrheit. Und dann ist es keineswegs mehr irrelevant, ob Mubarak einen grossen Trick im internationalen Poker gelandet hat, oder ob er Israel eine echte Möglichkeit bot, aus dem Dilemma einen Ausweg zu finden. Dass Arafat den Joker im Spiel darstellt, dass er und sein Anhang die grosse Unbekannte sind, die die Wendung zum Positiven oder Negativen herbeizuführen vermag, — das ist Mubaraks Pech. Anders als sein Vorgänger Sadat, welcher Herr der Situation war und seinen Weg ging, unbeirrt von seinen arabischen Liga-Verbündeten, ist Mubaraks „Hand“ keineswegs des Einsatzes und schon gar nicht des grossen Gewinnes sicher.

## Die Woche in Israel

Minister Rubinstein legte den Gesetzentwurf für Errichtung einer kommerziellen Fernsehstation und eines Kabel-Fernsehnetzes vor, um das Monopol der Israel Broadcasting Authority zu brechen. Der Minister wies darauf hin, dass zahlreiche Einwanderer, Touristen, Diplomaten und arabische Einwohner Israels auf Fernseh-Nachrichten- und Unterhaltungsprogramme jenseits der Staatsgrenzen angewiesen sind, da sie Hebräisch nicht verstehen. Das Kommerzielle Fernsehen, basiert auf Richtlinien für seine Kontrolle, die in England gelten, könne ca. ein Jahr nach Durchbringung des erforderlichen Gesetzes starten, das Kabel-Fernsehen viel rascher.

Unter den 230 Arbeitern und Angestellten der alten Textil-Fabrik „ATA“, die jetzt entlassen wurden, befinden sich sechs Blinde, für die nicht besondere Regelungen zur Weiterbeschäftigung gefunden wurden. 150 weitere altgediente Angestellte werden im Laufe eines Monats vorzeitig in Pension geschickt. Der Generaldirektor der Fabrik muss bis Ende April einen Käufer finden, der mindestens zehn Millionen Dollar zu investieren hätte, damit die Fabrik neue Maschinen erwerben kann, ohne die sie keine Zukunft hat. Es verlautet, dass je ein deutscher, amerikanischer und englischer Industrieller an Übernahme der Fabrik interessiert seien.

Innerhalb der Liberalen Partei des Likud sammeln sich zunehmend Mitglieder, vor allem um den Jewish-Agency-Präsidenten Dulzin, um zu verhindern, dass sich die

Partei in der „Cheruth“-Partei auflöst. Sie ziehen vor, wieder zu einer unabhängigen Partei ausserhalb des Likud zu werden.

Sichron Jakob, 1882 als Zentrum der Kolonien des Baron Rothschild gegründet, beschloss, in dem dort 1983 errichteten Verwaltungshaus ein Museum für Pioniergeschichte des Landesaufbaus zu begründen, das zugleich als Studienzentrum für die zionistische Alijah-Geschichte dienen wird.

Israels USA-Botschafter Meir Rosen machte bekannt, dass Israel über die Jahre den USA technologische Materialien über sowjetische Waffen aller Art geliefert hat, deren Wert er auf 50 Milliarden Dollar schätzt. Der Botschafter sagte dazu, Israel habe den USA dadurch Jahre von Forschung erspart, sowohl über Flugzeuge, wie Tanks und Raketen, die der israelischen Armee in den Kriegen mit den arabischen Staaten in die Hände fielen. Die genannte Summe für diese Informationen, sagte er, sei durch zwei Generäle des Pentagon errechnet worden.

Die letzte Sitzung der Knesset-Kommission für Auswärtige Angelegenheiten und Sicherheitsfragen befasste sich mit Fragen der in der Armee dienenden Frauen. Die Abgeordnete Sarah Doron, welche diese Diskussion veranlasst hatte, bemerkte dazu, die Männer hätten sich daran zu gewöhnen, dass auch Frauen kommandierende Positionen und Leitung wichtige Verwaltungsposten erfüllen können, genau so gut wie Männer. Der Kommissionsvorsitzende Abba Eban beruhigte sie: Er sei seit langem gewohnt, Befehle von Frauen auszuführen,

als Botschafter in Washington von Golda Meir, als Botschafter in der UNO habe er unter einem weiblichen Präsidenten der Völkerversammlung zu dienen gehabt, und bei ihm zu Hause regiere seine Frau.

Vor einer Woche erreichte ein Schiff der „Zim“ den Hafen Mombassa in Kenia mit erster Ladung von Mehl, Zucker, Speiseöl, Kinderernährung, Antibiotica und hunderten von Zelten. Eine Rettungssendung für keniatische Opfer der Hungersnot, die der „Magen David“ aus Spenden israelischer Bürger erworben hatte.

Der Knesset-Kommission für Verkehrssicherung wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt, dem zufolge Personen, die erstmalig Autos erwerben, die Fahrerlizenz, nach erster Prüfung, zunächst nur für ein Jahr erhalten. Innerhalb dieses Jahres sollen die neuen Fahrer gezwungen sein, weitere Kurse durchzumachen, in denen sie Vorsichtsmassregeln im Verkehr unter erschwerten Bedingungen zu erlernen haben. Erst dann können sie eine Dauerlizenz erhalten.

### Suchanzeigen

Gesucht wird Ernst Hartog, 1913 in Essen geb. und 1933 ins Land gekommen. Angaben erbeten an: IOME, POB 1480, Tel Aviv 61014.

Gesucht wird Benno Zoltobrodski, geb. 1920/21 in Schwerin, Mecklenburg, heute DDR, für ein Klassentreffen, das in 2-jährigem Turnus stattfindet. Sein Vater Josef hatte ein kleines Geschäft in der Gustavstr. 21 im Jahre 1932. Benno hatte noch 2—3 Schwestern, die zusammen mit den Eltern im Januar/Februar 1934 Schwerin verlassen haben und nach England(?) ausgewandert sind. Angaben erbeten an: IOME, POB 1480, Tel Aviv 61014.

# Aus der jüdischen Welt

Die sogenannte „Internationale Christliche Botschaft“ in Jerusalem, die in der Vergangenheit mehrfach missionarischer Tätigkeit geziehen wurde, wird jetzt vom amerikanischen Ausschuss für Judenmission der gegenteiligen Tätigkeit beschuldigt. Sie sei, so heisst es im Blatt „The Chosen People“, „hinterhältig ketzerisch“, weil sie „nicht offen das Evangelium unter den Juden verbreitet“. Ihre Förderung der Tätigkeit christlicher junger Leute in Kibbuzim sei ein „abgefeimter Versuch des Satan, die Herzen und Sinne von Christen zu verwirren“, die zusammen mit den Juden Jesus als ihren Heiland akzeptieren sollten.

Der Vorsitzende Richter im New Yorker Prozess Sharon contra „Time“, Judge Abraham Sofaer, dessen Rechtsbelehrung an die Geschworenen in den USA Strafprozessgeschichte machte, wurde vom US-Aussenminister George Shultz als neuer Rechtsberater des amerikanischen State Department ausersehen. Sofaer stammt aus einer jüdischen Familie und ist in Indien geboren, wohin seine Eltern aus dem Irak ausgewandert waren. In seiner Jugend emigrierte sie nach den USA. In den vergangenen Jahren hat er mehrfach Israel besucht.

Eine Dokumentation „Juden in Deutschland 1933—1945“ ist das Thema eines neuen Projektes des Instituts für Zeitgeschichte in München, das der Darstellung des Lebens der Juden im Nazi-Reich gewidmet ist. Zu den geplanten acht Kapiteln gehören Abschnitte wie „Überleben im Untergrund“ und „Deutsch-jüdische Beziehungen“.

Unter dem Titel „Heine in Düsseldorf — Der Dichter in seiner Stadt“ hat das Presseamt der rheinland-westfälischen Hauptstadt Düsseldorf eine zwölfseitige bebilderte Broschüre herausgebracht, die beim Heine-Institut, Billikerstrasse 14, kostenlos erhältlich ist. Damit wird dem grossen Interesse an dem „Problem“ Heine Rechnung getragen, insbesondere dem von vielen Schulklassen, die das Institut besuchen und die mehr Informationen über den Dichter und seine Zeit wünschen.

In Recklinghausen soll im Rahmen der 39. Ruhr-Festspiele (1. Mai bis 17. Juni) eine Israel-Woche veranstaltet werden, an der sich die israelische Partnerstadt Akko beteiligen wird. Bürgermeister Erich Wolfram hat dies mit seinem israelischen Kollegen kürzlich vereinbart, als er zur Einweihung des „Recklinghauser Parks“ eine Woche in Akko weilte.

Mascha Kaleko und Else Lasker-Schüler wurden an ihrem 10. bzw. 40. Todestag in deutschen Zeitungsartikeln und Radioausstrahlungen geehrt. Der Sender Freies Berlin brachte in den „Worten für den Tag“, die stets von christlichen Geistlichen gesprochen werden, ausschliesslich Texte von Else Lasker-Schüler.

Eine Reportage über das jüdische Prag wurde kürzlich von einem TV-Kanal in USA ausgestrahlt, der unter dem Titel „The Precious Legacy“ (Das kostbare Erbe) in Verbindung mit der gleichnamigen Wanderausstellung von Schätzen des Jüdischen Staatsmuseums in Prag das Schicksal der tschechoslowakischen Juden in der Nazizeit beleuchtet. Der Film brachte auch aktuelle Aufnahmen aus Prag sowie aus Theresienstadt und Ausschnitte aus einem Gottesdienst in der Pra-

ger Ait-Neu-Schul. Sowohl Ausstellung wie Verfilmung wurden von Smithsonian Institution mit finanziert.

Eine Sympathie-Geste für die Refusenkis in der Sowjetunion brachte die kleine Stadt Sarcelles bei Paris in die Schlagzeilen der französischen Presse. An den Tagen, da in Kiew der französische Schriftsteller Alain Finkielkraut und die Reporterin einer Linkszeitung Dominique Nora auf ihrer Reise in die Sowjetunion in Kiew wegen Kontakten mit Refuseniks verhaftet worden waren (sie wurden später aus der UdSSR ausgewiesen), wurde auf Veranlassung von Bürgermeister Raymond Lamontagne eine Strasse im Ort in „Rue des Refuznikes“ umbenannt.

Briefe Theodor Herzls an einen befreundeten Verleger, bei dem das Programm des von Herzl einberufenen Ersten Kongresses in Basel (26.8.1897) erscheinen sollte, wurden dieser Tage bei dem grössten kontinentaleuropäischen Auktionshaus J.A. Stargardt in Marburg versteigert. Der Schätzwert betrug 5000 DM, während ein weiterer Brief Herzls vom Jahre 1901 6000 Mark erbringen sollte.

Der in Kanada lebende deutsche Neonazi Ernst Zundel wurde wegen Verbreitung aufhetzerischer antisemitischer Literatur schuldig gesprochen. Er hatte behauptet, der Holocaust sei eine jüdische Erfindung. Das Strafmass steht noch aus; die Höchststrafe in diesem Falle beträgt zwei Jahre Gefängnis. — Zundel hat eine Schlüsselposition im internationalen Neonazi-Netz. Er gibt ein Informationsblatt heraus, das er in viele Länder der Welt verschickt, worin er immer wieder behauptet, Nazi-Deutschland habe überhaupt keine Genocide-Politik gegen die Juden verfolgt, es habe keine Gaskammern gegeben und der Holocaust sei nichts anderes als eine abgefeimte zionistische Zwecklüge. Der Prozess bot ihm die erwünschte Gelegenheit, seine Lügen zu propagieren und von den Massenmedien entsprechend „gewürdigt“ zu werden. Zu den Verhandlungen erschien er jeden Tag mit einem Bauarbeiterhelm und einer kugelsicheren Weste, eskortiert von einer Schar von Getreuen, die mit ihm durch das Hauptportal in den Verhandlungssaal marschierten. — In jüdischen Kreisen Kanadas hatte man den Prozess mit gemischten Gefühlen verfolgt, zumal auch der bekannte französische Antisemit und Autor der „Auschwitz-Lüge“, Professor Robert Faurisson, als Zeuge für Zundel auftrat. Zundel selbst erklärte im Zeugenstand, die Deutschen sollten sich ihrer Vergangenheit nicht schämen, sondern stolz darauf sein, dass Hitler ihnen „Recht, Ordnung, Arbeit und Ehre“ wiedergegeben habe.

### TALITH UND MESUSOTH IM WELTRAUM

Nach der Jüdin Miss Resnick, der ersten weiblichen amerikanischen Astronautin im Weltraum, wird jetzt der 40 Jahre alte Dr. Jeffrey Hoffman der zweite amerikanisch-jüdische Astronaut im Weltraum sein. Im Gegensatz zu seiner Vorgängerin hält er die jüdischen Gebote auf Erden und will diese Praxis auch auf seiner jetzigen Mission beibehalten. Daher nimmt er einen Talith auf seine Reise mit und auch einige Mesusoth.

## EIN „DENK-ZETTEL“ VON PROFESSOR SCHOLEM

Reminiszenz aus der Redaktions-Stube des „MB“

Es war im Spätsommer des Jahres 1974. Noch heute denke ich mit Unbehagen an den Anlass, der damals zu einem Zettel an unsere Redaktion führte, angehängt einem Artikel von einer Seite Länge einer der grossen Tageszeitungen der Bundesrepublik Deutschland. Der Zettel enthielt handschriftlich einen Satz von Prof. Scholem, unter Ankreuzung der Stelle in jener Zeitung, wo er ausgelassen worden war. Scholem wünschte, dass wir den Artikel nachdruckten, unter Einfügung jenes Satzes.

Bis heute blieb ich — wie auch der heimgegangene damalige Herausgeber des „MB“ — überzeugt davon, dass die Auslassung Vorsatz gewesen ist. Der zuständige Redakteur der Zeitung wünschte offensichtlich nicht, dass, über die begrenzte Zahl der Hörer hinaus, die damals Scholem vor sich hatten, ein weiteres Leserpublikum in der BRD diese kurze Aussage erführe. Scholem hatte eine Dankrede anlässlich der Verleihung des Literaturpreises einer „Akademie der Schönen Künste“ gehalten, in der er — wohl nur dies eine Mal in der Bundesrepublik sprechend — seinen „Weg zur Kabbala“ erklärte. Dabei kam er darauf zu sprechen, was es mit seiner — spät erneuerten — Beziehung zur deutschen Sprache auf sich habe. Er erzählte der Festversammlung, 1923, auf dem

Weg zur Alija nach Erez Jisrael, habe er (von Kafka abgesehen, über dessen Bedeutung als jüdischem Bekenner er gesondert referierte) nur zwei deutsche Schriftsteller vollständig in seinem Gepäck gehabt: Paul Scheerbarth (schon zu Lebzeiten kaum beachtet, heute vergessen) und Jean Paul. Und über diesen führte er aus, was die Zeitung in ansonsten komplett abgedrucktem Text der Ansprache, ausgelassen hatte.

„Ob es die so ganz in sich verströmende und doch sich in sich zurücknehmende Sprache Jean Pauls war, die mich so entzückte, oder die tiefe Sympathie mit der imaginativen Welt des Judentums, die — wohl allein unter allen grossen deutschen Schriftstellern — so unverhohlen aus seinen Schriften spricht — ich weiss es heute nicht mehr.“

Dies blieb das einzige Mal, dass Professor Scholem dem „MB“ einen „Auftrag“ gab. Sein Nachtrag zu der von ihm bekanntermassen so heftig angefochtenen These von der „deutsch-jüdischen Symbiose“... Erschreckend erschien uns in der Redaktion, wie da ein „Zensor“ noch dreissig Jahre nach dem Ende der Hitlerei nicht wahrhaben wollte, was da ausgesagt wurde.

Nachzulesen im „MB“ des 13. September 1974.

E.R.



## בית הבראה

## יערות הכרמל

Nach völliger Renovierung u. Modernisierung eröffnet das

### KURHOTEL YAAROT HACARMEL

die Saison am 3. März 1985 und bietet  
Israelis herrliche Frühlingsferien im März  
im schönsten Teil des Carmel Gebirges  
zum gleichen Preis wie am 2.11.84

---

**IS 18.500 pro Tag pro Person im Doppelzimmer**

bei einem Mindestaufenthalt von 5 Tagen

Der Preis enthält: • MwSt. • Heizung • 4 Mahlzeiten am Tag, auch Diät • 3 Mal wöchentlich Gymnastik unter Anleitung • Ausflug in die Umgebung • Abendliches Unterhaltungsprogramm • 50% für Kinder bis zu 12 Jahren im Zimmer der Eltern

**Ermässigte Preise für  
Mineralbäder-Physiotherapeutische Behandlungen und Benutzung des Tennisplatzes.**

Bestellungen und Einzelheiten:  
**Kurhotel YAAROT HACARMEL, Haifa, Tel. 04-229144/7**

E.G. LOWENTHAL

## Analyse einer neuen Tübinger Studie

### 1865—1932 : 65 jüdische Doctores rer. pol.

In diesen Jahren steht Wissenschaftsgeschichte hoch im Kurs. Das gilt für Universitäten und Forschungsinstitute, bezieht sich aber auch auf einzelne Fachbereiche und Berufsgruppen. Was neuerdings dabei besonders ins Auge fällt, könnte man mit „Wissenschaftsemigration“ aus dem Deutschland Hitlers umschreiben. Und das hinwiederum soll indirekt auch die Schäden und Verluste andeuten, die die Verfolgung durch die Nazis in den verschiedenen Sparten der Natur- und Geisteswissenschaften angerichtet hat. Waren es, schon vor Jahren, die vertriebenen oder umgekommenen Juristen und Mathematiker (beiderlei Geschlechts), deren Schicksal man nachzugehen versuchte, so treten jetzt mehr und mehr führende Mediziner und, damit zusammenhängend, aber ohne Unterschied der Fakultät, jüdische Nobelpreisträger in den Vordergrund. Und das Interesse an Politikern und Journalisten, an Schriftstellern und Künstlern lässt ebenfalls nicht nach. So ist im Lauf der Zeit eine beträchtliche Fachliteratur insbesondere über Juden aus allen diesen Kulturgebieten entstanden.

Nunmehr hat die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen — anlässlich der Feier ihres 500jährigen Bestehens (1977) — es auf sich genommen, in einem stattlichen Band „150 Jahre Promotion“ die Biographien der Doktoren, Ehrendoktoren und Habilitierten (1830—1980/1984) in chronologischer Reihenfolge zu veröffentlichen (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, DM 148.—). Bis 1882

### „Vom Eise befreit“...

Durch die Weltpresse erfuhr man jetzt von einer belustigenden „Aktion“ russischer Eisbrecher in der Bering-Strasse (zwischen Sibirien und Alaska). Es war festgestellt worden, dass hunderte von Walfischen, auf Jagd nach Fischen im äussersten Norden, sich in den Eismassen gefangen hatten. Der Eisbrecher legte für die Tiere eine zwanzig Kilometer lange „Bahn“ frei, um sie aus dieser Gefangenschaft zu befreien. Als die Walfische keine Neigung zeigten, dem Eisbrecher in die Freiheit zu folgen, erinnerten sich die Russen, dass die Delphine, „Verwandte“ der Walfische, auf Musik reagieren. So errichtete der Eisbrecher Lautsprecher an Bord, die Musik aussandten. Dabei, so die Meldung, stellte sich heraus, dass die Walfische am spontansten auf klassische Musik reagierten — und sich „freischwammen“.

konnte in Tübingen der Dr. oec. publ. erworben werden, bis 1923 der Dr. sc. pol., und seitdem ist es der Dr. rer. pol.

Auf fast einem Viertel der insgesamt 800 Seiten des Buches sind rund 1500 Porträtfotos veröffentlicht, deren Beschaffung wahrscheinlich noch schwieriger war als die Sammlung der (unterschiedlich ausgefallenen) Kurzbiographien, der Lebensdaten und Werdegänge. Das Werk, das einen wichtigen Spezialbeitrag auch zur Sozialgeschichte darstellt, erforderte, was besonderer Hervorhebung bedarf, eine Vorbereitungszeit von mindestens sechs Jahren, in der die Bearbeiter, Dr. Immo Eberl und Dr. Helmut Marcon, Tübingen, nahezu 15000 Briefe in die Welt schickten und umfangreiche Gespräche führten, um die vielfach notwendige totale Rekonstruktion und Vervollständigung der lexikographischen Einzelteile soweit wie möglich durchzuführen.

Von der Studie wurde der Zeitraum zwischen 1834 und 1983 erfasst. Zwischen 1865 und 1932, d.h. während der Periode, in der auch Juden diesem Studium ergriffen, betrug die Zahl der in Tübingen promovierten jüdischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler etwa 65 (mit einem Höhepunkt zwischen 1911 und 1923), im Verhältnis zur Gesamtzahl der Studierenden dieser Fächer nicht sonderlich beträchtlich, d.h. nahezu 3 Prozent. Aber, was wichtiger ist, sind, abgesehen vom Dissertationsthema und vom Namen des „Doktorvaters“, die die Angaben insbesondere über die Herkunft und das spätere berufliche und persönliche Schicksal der jüdischen Studenten und über den Background ihrer Familien. Diese Informationen haben einen erheblichen Wert, selbst wenn sie zuweilen keinen Anspruch auf absolute und gleichmässige Vollständigkeit erheben können. Auch ist die Kenntnis der Quellen, aus denen die Informationen stammen, von Bedeutung. Oft haben dabei die Leo-Baeck-Institute, die URO (United Restitution Organization) und jüdische Einzelpersonen geholfen.

Der Versuch einer gewissen Analyse der ermittelten rund 65 (dem Glauben oder der Abstammung nach) jüdischen Doktoren der Wirtschaftswissenschaften der Universität Tübingen ergibt ungefähr folgendes Bild: 16 von ihnen waren in Berlin geboren, 10 in Württemberg, dessen einzige Landesuniversität — damals — Tübingen war, 12 kamen aus dem Ausland einschliesslich Österreich; die übrigen waren aus anderen Teilen des Deutschen Reiches an den Neckar

gekommen. Ein Drittel der jüdischen Doktoren ging in kaufmännische Berufe, 15 wurden Organisationsfunktionäre oder Sozialarbeiter(innen) und 20 Journalisten, Politiker oder akademische Lehrer. Zur Illustrierung einige wenige interessante „Einzelfälle“: 1908 war Anna Neumann aus Danzig (Jahrgang 1862) die erste Frau, die an einer deutschsprachigen Universität in Nationalökonomie promoviert wurde. 1912 erwarb der später bekannt gewordene Kommunalpolitiker Fritz Elsas (aus Cannstadt bei Stuttgart), bis 1933 Erster Bürgermeister von Berlin, seinen Doktorgrad; er wurde 1944, weil er Widerstandskämpfer gegen Hitler war, im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin hingerichtet. 1915 wurde Benno Ostertag (Göppingen 1892 — Stuttgart 1956) zum Dr. sc. pol. promoviert; ab 1921 war er Rechtsanwalt in Stuttgart, (ab 1938 nur noch Rechtskonsulent für Juden) und seit 1952 Mitglied des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland. Otto Küster würdigte ihn 1956 in einem Nachruf als „einen der tatkräftigsten Kämpfer für eine gerechte deutsche Wiedergut-

machung“. Und 1921 war es u.a. die Gewerbeoberlehrerin Erna Barschak (Berlin 1888 — New York 1958), bis 1933 Psychologieprofessorin am Berufspädagogischen Institut ihrer Geburtsstadt. Wie bei der Mehrzahl der übrigen handelt es sich um Durchschnittsakademiker, das heisst nicht um „Elite“ oder „Koryphäen“, die da aufgeführt und verewigt sind. Das macht das Werk sympathisch.

Dreizehn der 65 sind in Deutschland eines natürlichen Todes gestorben; der erste war, 1920, Max Weigert, 1842 in Berlin geboren, Textilfabrikant, Stadtrat und 1. Vizepräsident der Kaufmannschaft. Neun kamen in Konzentrationslagern um, darunter der Wiener Wilhelm Mauthner, Mitarbeiter holländischer Banken und, als Publizist, Experte für Erdölfragen. 36 emigrierten, davon 28 nach Palästina, in die U.S.A. oder nach England. In sieben „Fällen“ konnte das Endschicksal trotz eifrigster Bemühungen nicht festgestellt werden. Und nur von 24 jüdischen Tübinger Doktoren der Nationalökonomie konnten Fotos beschafft werden — auch dies ein Zeichen unserer Situation.

## Neuestes Bulletin des IBI

Dr. Max Spangenthal (Jerusalem) charakterisiert im neuesten „Bulletin des Leo-Baeck-Instituts“ (69/1984; Jüdischer Verlag, D-6240 Königstein/T.) „eine hessische Kleingemeinde“. Damit dürfte wahrscheinlich sein Geburtsort Spangenberg (unweit Kassels) gemeint sein, die im Jahre 1932 noch rund 100 jüdische unter ihren insgesamt 2000 Einwohnern zählte. Er schildert das religiöse Leben, die Synagoge und die Spendenfreudigkeit der Gemeindeglieder, die Modernisierung des Gottesdienstes im vorigen Jahrhundert, die Rolle des Lehrers und das „Lernen“. Spangenthal spricht auch von der „Auflockerung“ im jüdischen Leben, er behandelt die berufliche Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung Spangenberg, den Mangel an Geschichtsbewusstsein und schliesslich die jüdisch-politischen Richtungen. Der Autor will mit seinen wissenschaftlich ambitionierten Erinnerungen diejenigen, die „noch einen Abglanz des Lebens dieses Teils des deutschen Judentums erfahren haben“, dazu anregen und ermutigen, auch ihre Erlebnisse im letzten Jahrzehnt vor der Katastrophe aufzeichnen, denn sie könnten eines Tages, so meint er mit Recht, eine notwendige Ergänzung zukünf-

tiger jüdisch-historischer Forschung bilden, womit er — unausgesprochen — die Bestrebungen des Baeck-Instituts nachdrücklich unterstützt. Dessen Memoirensammlung in New York ist ja schon beträchtlich, sehenswert und, wie manche IBI-Veröffentlichung zeigt, überaus nützlich. Aber das ist und bleibt noch ein weites Feld in Bezug auf Beschaffung, Sammlung, Sichtung und Auswertung.

Im übrigen enthält das neueste IBI-Bulletin eine Abhandlung des 47jährigen Tübinger Philologen Professor Dr. Wilfried Barner über den „Jungen Lessing und die Juden“ und die Wiedergabe des Vortrags, den Dr. Rolf Kauffeld über „Jüdische Tradition im romantisch-anarchistischen Denken Erich Mühsam und Gustav Landauers“ im Sommer 1984 im Jerusalemer Baeck-Institut gehalten hat.

E.G.L.

Verlag BITAON LTD. und Redaktion Rambamstr. 15, Tel-Aviv. Mikud 65173 (P.O.B. 1480, Mikud 61014). Tel. 614411. Verantwortlich Dr. Hans Capell, Ramat Gan. Registriert beim Haupt-Postamt Jerusalem. Druck: Arieli Press Ltd., Tel-Aviv.

Wir kaufen  
**DEUTSCHE BÜCHER**  
Antiquariat M. POLLAK

Mitglied des Verbandes Deutscher Antiquare e.V.  
Tel Aviv, 36 King George Str., Tel. 288613

Wir zahlen IMMER die höchsten  
**DM-PREISE BAR** für:

Deutsche Literatur — Illustrierte Bücher — Alte Drucke (15. — 17. Jahrh.) — Kunst — Archäologie — Architektur — Expressionismus — Geschichte d. Technik u. Medizin — Politik u. Sozialismus — Kinderbücher — Judaica — Pressendrucke — Handschriften und Autographen.

LUDWIG FEUCHTWANGER

## David Friedländer (1750-1834)

In einem seiner klassischen Aufsätze „Awduth b'choch cheruth“ (dem Sinne nach: „die äussere Gleichberechtigung um die innere Unfreiheit erkaufte“) hat Achad Ha'am vor 44 Jahren die mit der Emanzipation gewonnene jüdische Situation in Westeuropa schneidend gekennzeichnet: „Wenn unsere westeuropäischen Brüder nicht durch die ihnen gewährten Rechte gefesselt wären, käme es ihnen gar nicht in den Sinn... Missionen oder geistige Ziele des Judentums zu suchen, solange nicht unter ihnen die materielle, „natürliche“ Mission jedes Lebewesens erreicht ist, nach seinen natürlichen Anlagen einer selbstverständlichen Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten anzustreben. Die Juden hätten vor 100 Jahren ihr natürliches Selbstgefühl für ihre „Rechte“ verkauft und sich damit in die Zwangslage einer ängstlich auf die Stimmung der Wirtschaft lauschenden Rücksicht begeben. Achad Ha'am fährt dann fort: „Da ich wenigstens für einen Augenblick mich wegwenden möchte von dem furchtbaren materiellen und geistigen Elend, das mich von allen Seiten in meiner östlichen Heimat umgibt, und Trost suche dort, ausserhalb der Grenzpfähle, dort, wo es jüdische Professoren, jüdische Akademiemitglieder... gibt, — dann schillert mir auch dort, durch alle Ehrenzeichen und Titel hindurch, eine zweifache geistige Knechtschaft, eine moralische und intellektuelle, entgegen. Und wenn mir dann jemand die Frage vorlegen würde, ob ich diese meine Stammesgenossen um ihre „Rechte“ beneide, dann würde ich fest und entschlossen mit einem entschiedenen Nein! antworten.“ Nur wer in die innerjüdische Lage in Westeuropa und im Osten, namentlich in Deutschland, von 1500—1800 mit allen ihren Verfallserscheinungen, in — eine äusserst gefährliche Zersetzung war in dieser Epoche auch das jüdische Eigengut und die jüdische Gesamthaltung geistiger und materieller Art — geraten, einen tiefen Einblick getan hat, kann ein gerechtes Urteil über die Vorkämpfer der Emanzipation der deutschen Juden, an ihrer Spitze David Friedländer, fällen. Es mag richtig sein: „Die Scylla der jüdischen Absperrung vermeidend, gerieten sie in die Charybdis der Selbstaufgabe und der damit verbundenen Heuchelei und Hysterie.“ Aber ebenso unverrückbar steht fest: Das Ziel an sich, das Ziel der Befreiung aus dem menschenunwürdigen Paria-Dasein des von Verachtung und Hassaffekten umspülten Ghettos, der Weg in die allgemeine Kultur, war ein hohes Ziel. In der Tat erschien damals kein Preis zu hoch (übrigens bei allen Richtungen des deutschen Judentums), für den die Freiheit zu erreichen war.

Einem David Friedländer standen nicht die unmissverständlichen Erfahrungen des ganzen letzten Jahrhunderts zu Gebote. Er wollte nur unter allen Umständen aus dem Ghetto hinaus, für sich und die preussischen, die Berliner Juden, die er vertrat. So nachsichtig man auch von der strengsten jüdisch, und nur jüdisch betonten Seite her der Gestalt und Wirksamkeit eines Moses Mendelssohn bis heute begegnet, seinem Freund und Schüler, der den deutschen Juden praktisch mit einer unerhörten Zähigkeit und Zielstrebigkeit die Emanzipation er-

kämpfte, dem Führer der „Generaldeputierten“ der jüdischen Gemeinden Preussens, der die wechselvollen Bemühungen und Vorbereitungen zur Einbürgerung der Juden in das preussische Staatswesen und damit in der Folgezeit in übrigen deutschen Staaten unermüdlich leitete, dem zweitgrössten öffentlichen „Fürsprecher“ der deutschen Juden David Friedländer lässt man nicht das die ganze Situation berücksichtigende Verständnis widerfahren.

Von Heinrich Heine über Graetz bis zum jüngsten national-jüdischen Beurteiler bricht man über David Friedländer den Stab. Noch bei seinen Lebzeiten hat ihm Heine den Rang eines genialen Helfers und Arztes an dem schwer erkrankten jüdischen Corpus abgesprochen und ihn (in einem Brief an Wohlwill vom 2. April 1823) als einen „Hühneraugenoperateur“ gescholten, „durch dessen Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftbandage Israel verbluten muss“. Heine wirft ihm und der „Reform“ im allgemeinen eine Verprotestantierung des Judentums vor: die Reformen unter der Führung von Friedländer wollen nichts anderes, meint er, als „ein evangelisches Christentum unter jüdischer Firma“. Heine nahm die Partei der orthodoxen Chacham Bernays gegen die Hamburger liberalen Tempelreformer und auch gegen die Berliner Liberalen, die nach seiner Ansicht dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen und dem Souffleur statt eines Bartes ein weisses Bäfchen geben wollen. Viel gröberes Geschütz fährt Graetz auf: er nennt Friedländer einen „Flachkopf“ und spricht seinen Reformbestrebungen die geistige Folgerichtigkeit ab. „Mit dem praktischen Judentum hatte er gebrochen und sich einige erborgte Gedankenklappen von Mendelssohn zusammengeflückt... die ihm als geläuterte Religion galten; ...er dünkete sich darum unendlich vorgeschritten.“ Auch Darsteller wie Dubnow werden der Eigengesetzlichkeit der Gestalt nicht gerecht: und wo sein Wirken nur gestreift wird (zuletzt von guten Kennern der Zeit wie Max Wiener, Siegfried Ucko, Fritz Bamberger), merkt man die begriffliche Voreingenommenheit. Wir glauben, dass bei aller Ablehnung der fundamentalen Irrtümer Friedländers eine ruhige Beurteilung aus der Zeit, in der er lebt und ihren Bedingungen, auch seine Absichten in ein freundlicheres Licht rücken würde.

Die ersten Zeiten seines Wirkens sind noch tief in die Epoche des Barock-Juden und der Aufklärung eingetaucht. 15 Jahre von 1771—1786) schritt er als treuer Wegbereiter neben Moses Mendelssohn einher, der nicht um eine Haarsbreite von der Beobachtung des Religionsgesetzes abwich. Auf diesem Weg folgte ihm Friedländer nicht, um so rückhaltlos blieb er Vollstrecker des Mendelssohnschen Strebens, seine Glaubensbrüder ohne Vorbehalte in die deutsche Kultur hineinzuführen. Die von ihm dazu gebrauchten Mittel trugen ihm den Unwillen der Mittelwelt und die schlechte Zensur der Nachwelt ein. Sein Angebot an den Probst Teller, das in die Zeit seines praktischen, mit allen Listen geführten Kampfes um die Aufnahme der Juden in den damaligen Staat als vollberechtigte Staatsbürger fiel,

ist häufig missverstanden worden. Friedländer wollte mit dieser, das Angebot enthaltenden, 1799 anonym erschienenen Broschüre, die sich als „Sendschreiben an Seine Hochwürden, Herrn Oberkonsistorialrat und Probst Teller zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion“ bezeichnete, die Juden in ihrer Erkämpfung der bürgerlichen Freiheit unterstützen. Er, der Aufgeklärte, der mit Treue das Werk Moses Mendelssohns vollenden wollte, hatte nicht die Absicht, das Judentum preiszugeben, er meinte, mit einem Namenswechsel, gleich wie seine „unaufgeklärten“ Brüder mit einem Schinuj-ha-Schem den Todesengel abzulenken versuchten, er glaubte, durch Aufgabe des Wortes „Jude“, mit dem Schwinden dieses Wortes, auf das der Hass und die Verachtung von Jahrhunderten sich gesammelt hatte, seiner Religion und seinen Stammesgenossen eine würdige Stellung neben dem Christentum erstreiten zu können. Das ist gewiss ein schwerer Missgriff und zeigt, wie verständnislos jene Generation gegenüber tieferen geschichtlichen Bindungen war: aber — so paradox es klingt — Friedländer wollte dadurch das Judentum „retten“. Das Sendschreiben spricht in höchsten Ausdrücken vom Adel der jüdischen Religion und Sittlichkeit. Man solle nur den Juden die christlichen „Geschichtswahrheiten“, die keine „Vernunftwahrheiten“ seien, etwa den Glaubenssatz von der Gottessohnschaft Christi erlassen, so seien sie bereit, „gewisse Zeremonien“ der protestantischen Religion anzunehmen. Gebe es so einen Weg, vollberechtigte Söhne des Vaterlandes zu werden — das war der Zweck des Sendschreibens —, so solle er gegangen werden, und wäre dazu auch das äussere Zeichen des Eintritts in das Christentum, die Taufe (bei gleichzeitiger Bewahrung des Judentums) nötig. An Friedländers unzerstörbarer Anhänglichkeit an die alte jüdische Gemeinschaft, die er mit diesem grotesken Mittel eines freiwilligen Marranentums rehabilitieren will, ist trotz allem nicht zu zweifeln. Seine Pietät für seinen grossen Lehrer, dessen hundertjährigen Geburtstag er noch 1829 mitfeiern konnte, sein unausgesetztes Bemühen, die jüdische Gemeinschaft in jeder Richtung, wirtschaftlich, geistig, moralisch zu fördern, ungerichtete Angriffe und Diffamierungen von ihr abzuwenden, leuchtet aus jeder Äusserung von ihm durch. Es ist daher keineswegs ein Widerspruch, wenn der unentwegte Kämpfer für jüdisches Ansehen und Gleichberechtigung dem 1819 gegründeten „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ beitrug, dessen Zielen ein völlig anderes Grundprinzip als ratio und Aufklärung zugrunde lag. Es ist eine Verkennerung Friedländers und seiner sich über Generationen erstreckenden bedeutenden Wirksamkeit, wenn der Biograph des „Kulturvereins“, Siegfried Ucko, die Mitgliedschaft Friedländers als einen „lebenden Anachronismus“ bezeichnet. Der Schöpfer des „Lesebuchs für jüdische Kinder zum Besten der jüdischen Freyschule“ aus dem Jahre 1779, das „Sendschreiben“ an den Probst von 1799 und die Mitgliedschaft am Kulturverein von 1819, sie sind keine einander ausschliessenden Erscheinungen. Der 79jährige Friedländer bezeugt in einem Brief an Moses Moser, der zu den Gründern des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden gehörte, seine Verehrung für Moses Mendelssohn und weist eine Redewendung des jüdischen Geschichts-

schreibers Jost mit aller Schärfe zurück, worin dieser von der „Maske und der Heuchelei“ Mendelssohns spricht.

David Friedländer, dem Geschlecht der „Erstlinge“ der Emanzipation angehörend, ihr Führer und „Fürsprecher“, führte die Juden aus dem Ghetto, und hätte sie dabei fast aus dem Judentum selbst herausgeführt. Seine Illusionen und Irrtümer waren die Illusionen und Irrtümer seiner Generation: in jenem Sendschreiben an Teller ist die grosse Täuschung am handgreiflichsten: „... Der mächtigste Gewinn für die Juden ist auch wohl der, dass die Sehnsucht nach dem Messias und nach Jerusalem aus den Herzen sich immer mehr entfernt so wie die Vernunft diese Erwartung immer mehr verwarf. Immer möglich, dass einzelne in Klausen verschlossene oder sonst von den Weltgeschäften sich entfernende Männer noch dergleichen Wünsche unterhalten, in ihrem Gemüt; bei dem grössten Teil der Juden, wenigstens in Deutschland, Holland und Frankreich, findet der Gedanke keine Nahrung mehr und wird endlich bis zur letzten Spur vertilgt werden.“ Die Geschichte und die Vernunft haben diese Deutung und Prophezeiung widerlegt. Trotzdem ist die Gestalt Friedländers aus der Geschichte des deutschen Judentums nicht wegzudenken. Friedländer hat den ehernen Reif des Ghettos gesprengt und den Weg ins Freie gewiesen. Von der Freiheit einen besseren Gebrauch zumachen als es die Enthusiasten taten, die den ersten Schritt in das Licht zu machen glaubten und dabei Unbefangenheit und innere Freiheit trotz Ehrenzeichen und Titel verloren, ist einer neueren Zeit aufgegeben.

Friedländer war ein Mann dreier Generationen. Nicht er — ganz gewiss nicht sein verschönertes erdachtes „Sendschreiben“ — hat die Berliner Taufbewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts beabsichtigt. Die „aufgeklärten“ Juden hatten jedes Gefühl für die tiefe Bedeutung von durch Abstammung und Geschichte geprägtes Wesen verloren. Der Gedanke, europäische Kultur zu ergreifen und doch das eigene Volkstum zu bewahren und zu bejahen, lag fern. Ihn konnte erst ein späteres Geschlecht, das durch die Assimilation durchgegangen war, erfassen. Die Heutigen haben nicht mit Mendelssohn und seiner Zeit den Rausch der ersten Berührung mit Europa mitgemacht, und ihnen kann auch nicht zugute gehalten werden, dass sie nicht wissen konnten, was der Jüdenheit 1834—1934 widerfuhr.

„Jüdische Rundschau“  
21.12.34

Wenn Sie Hilfe  
bei der Pflege  
Ihrer Lieben  
im Hause  
brauchen...

**RAUMPFLEGERINNEN  
PFLEGERINNEN  
KRANKENSCHWESTERN  
BEGLEITERINNEN**

Rufen Sie

**ADAM L'ADAM** an

Israels neuen persönlichen  
Pflegeservice  
(02)661057, 635980, 668258

## Israel von aussen gesehen

### „Eines Tages wird dies ein Paradies auf Erden sein“

Zwei Männer betrachten ein altes Foto. Der Schnappschuss zeigt sie vor einem Vierteljahrhundert an einem Tisch sitzend. Das war die Zeit, als ihre Freundschaft begann. Shimon Peres, heute Premierminister in Israel und damals Waffenbeschaffer im Verteidigungsministerium, hat den Abzug kürzlich zufällig gefunden und schenkt das Bild seinem Freund Franz Josef Strauss, damals Bundesverteidigungsminister und heute Bayerns Ministerpräsident.

Im Amtszimmer von Peres rätseln beide, wo der Fotograf sie vor die Linse bekommen konnte. War es in Rott am Inn, im Haus der Schwiegereltern von Strauss? Oder irgendwo in München? Sicher ist nur: Das Foto hat Seltenheitswert. Wenn Peres und Strauss heute zusammentreffen, dann schwirren Rudel von Fotografen und Fernseherteams um sie herum, damals aber, als es galt, die Existenz des noch jungen, von feindlichen Nachbarn bedrängten Staates Israel zu sichern, waren Kameras unerwünscht.

Mögen Fotos auch selten sein aus dieser Zeit, so ist die Erinnerung von Strauss und Peres an diese Jahre noch frisch. Die damals geknüpften Bande halten auch jetzt, wenn der Bayer ohne Rücksicht auf die moralische Dimension öffentlich und mehrfach dafür plädiert, deutsche Panzer an Saudi-Arabien zu verkaufen. Peres hat deshalb öffentlich kein negatives Wort über seinen Gast aus München geäußert, und hinter verschlossenen Türen behandelte er ihn wie gewohnt: als Freund, der dank seiner weltweiten Kontakte auch weiterhin für Israel gute Dienste leisten kann. Strauss versprach, das zu tun, in Bonn wegen der EG-Probleme, in Kairo zugunsten der Friedensinitiative und in Peking für die diplomatische Annäherung Israels und Chinas.

Vor diesem Hintergrund fühlt sich der Gast zu Unrecht dargestellt als einer, der eine Gefahr für diesen Staat bedeuten könnte. „Ich bitte Sie, die Schraube nicht zu überdrehen“, ermahnt er eine Journalistin vor dem israelischen Presseclub und gibt zu bedenken, dass er es war, der seinen politischen Kopf riskierte, als er Israel in unkonventioneller Weise aus schwerer Not geholfen hatte. Adenauer war damals über die Waffenlieferungen zwar informiert, doch das wäre für den Verteidigungsminister kein Rettungsanker gewesen, wenn der heimliche Freundschaftsdienst frühzeitig bekannt geworden wäre.

Beim Frühstück mit deutschen Journalisten gesteht Strauss ein: „Ich habe damals unkorrekt gehandelt.“ Er will damit sagen: unkor-

rekt nach dem Gesetz, aber korrekt nach dem Herzen.

Vor israelischen Reportern war ihm tags zuvor der Kragen geplatzt. „Ich bin“, sagte er, „bayerisch gutmütig, aber auch satirisch kritisch.“ Er wüsste deshalb gerne die Antwort von Willy Brandt, als der bei seinem Israel-Besuch vor wenigen Wochen gefragt wurde, weshalb er und seine politischen Freunde sich geweigert haben, den Israelis 1973, „als das Land in höchster Not war“, die Nachschubdepots von Bremerhaven zu öffnen. „Ich habe über diese Antwort nichts in deutschen Zeitungen gelesen, bin aber sicher, dass Sie ihn danach gefragt haben.“

In das Schweigen hinein stösst er mit einer zweiten Attacke gegen Brandt und die Sozialisten: „Vergleichen Sie meine Beziehungen und die meiner Freunde zur PLO mit denen anderer europäischer Parteien, dann werden Sie sehen, dass unsere null sind, während auf der anderen Seite sehr viel Verständnis vorhanden ist, ohne das die PLO nicht so vor der UNO hätte auftreten können.“ Sohn Franz-Georg, der aus der letzten Reihe das Gespräch verfolgt, reißt sich freudig die Hände: Endlich ist der Vater aus der Defensive zur Attacke übergegangen.

Als ein Kämpfer erschien der Mann den Gastgebern ohnehin schon durch den Umstand, dass er die zweimotorige Düsenmaschine vom Typ „Chessna Citation“ eigenhändig mit Zwischenlandung in Kofu zum Ben-Gurion-Flughafen dirigiert hat. Dass er mit einstündiger Verspätung eingetroffen war, lag nicht an seinen Flugkünsten, sondern an einem Beamten, der vergessen hatte, den Zeitunterschied zwischen München und Jerusalem zu berücksichtigen.

Staatspräsident Chaim Herzog, ein begeisterter Flieger, und Ezer Weizman, der mit einer selbst finanzierten Spitfire für die Gründung des Staates Israel in den Kampf geflogen war, schlagen dem Piloten Strauss scherzhaft vor, einem Fliegerclub zu gehören.

Die Öffentlichkeit nimmt nur wenig Notiz von dem deutschen Gast, die ägyptische Friedensinitiative und eine neue Welle von Preiserhöhungen haben Strauss von den ersten Seiten der Zeitungen verdrängt. Auch Demonstrationen, vor Tagen noch befürchtet, bleiben aus, Strauss kann unbehelligt von Termin zu Termin hetzen. Dazu steht ihm eine schwarze Staatslimousine zur Verfügung mit israelischem Stander rechts und der Bundesflagge links, an der zusätzlich ein weissblauer Wimpel flattert. Auch über dem geschichtsträchtigen Hotel „King David“, in dem Strauss wohnt, flattert eine

weissblaue Rautenfahne im Winterwind von Jerusalem.

In der Altstadt aber, wohin Oberbürgermeister Teddy Kollek den Gast führt, winken deutsche Touristen freudig dem Mann aus Bayern zu. „Erstaunlich, was hier an Aufbauarbeit geleistet wurde“, lobt Strauss die formierten Strassenzüge hinter der alten Wehrmauer. Und Teddy Kollek, seit 19 Jahren im Amt, erzählt dem Gast schmunzelnd, was er als jetzt 73-jähriger noch plant: Er möchte auch noch die Feiern zum 2000. Geburtstag von Jesus als Stadt-oberhaupt organisieren.

Bis dahin hofft er, eine bessere Aussöhnung zwischen Arabern und Juden erreicht zu haben. „Erstmals gehen alle arabischen Mädchen zur Schule“, erzählt Kollek, als er mit Strauss an einer arabischen Mädchenschule vorbeifährt. „Aber immer, wenn wir ein Problem lösen, schaffen wir uns damit ein neues. Denn jetzt wollen auch die Mütter dieser Töchter Schreiben und Lesen lernen.“

Strauss weiss, dass hier Hilfe

aus Bayern geleistet wird. Die Hanns-Seidel-Stiftung betreibt in enger Zusammenarbeit mit Teddy Kollek ein Bildungsprojekt für arabische Frauen. Und weil die arabischen Männer solche Frauen-Emanzipation oft nicht gerne sehen, wurden im Keller der Schule Waschmaschinen aufgestellt. Nun können die Frauen zum Wäschewaschen gehen und — während die Maschinen Hemden und Hosen reinigen — einen Stock höher arabische Schriftzeichen üben. Strauss ist von der Aussöhnung zwischen Arabern und Juden begeistert. „Eines Tages“, sagt er bei einem Empfang zu arabischen und drusischen Persönlichkeiten, „wird diese Region ein Paradies auf Erden sein.“

Gestern nachmittag setzte sich der Ministerpräsident wieder an den Steuerknüppel und hob ab. An Bord hatte er diesmal eine Waffe: eine tönernen Handgranate aus dem 9. Jahrhundert, die ihm Ezer Weizman zur Erinnerung an den Besuch, bei dem so viel über Waffen geredet wurde, als Geschenk mitgegeben hat. (Die Welt)

## KLÄNGE UND ECHO

„FAUST IN UNSERER ZEIT“: Vor zwei Jahren wurde einem bisher fast nur in Musikkreisen bekannten Komponisten der Rolf-Liebermann-Preis der hamburgischen Körber-Stiftung zugesprochen, der für ein interessantes neues Werk für die Opernbühne ausgesetzt war: eine Jury von acht Operntendancen aus aller Welt prämierten einstimmig unter 57 Einsendungen die „Doktor-Faust“-Oper, ein nach den Worten des Komponisten „in Musik gesetztes Drama“, von Konrad Boehmer, 1941 in Berlin geboren, seit 1966 in Holland kompositorisch, schriftstellerisch und pädagogisch tätig. Sein „Doktor Faustus“ wurde in der Grossen Oper von Paris in einer reich ausgestatteten und musikalisch eindringlichen Wiedergabe uraufgeführt.

Boehmer und sein Librettist, der niederländische Schriftsteller Hugo Claus, haben die uralte Faust-Legende „entmystifiziert“ und die ihnen „kitschig“ erscheinende (und im Gegensatz zu Faust nicht historische) Figur des Gretchen und den Teufel eliminiert. Widersacher des Faust ist eine historische Gestalt, der Mönch Trithemius, der sich wie Faust auf Magie versteht, sie aber nicht „marktschreierisch“ unters Volk bringt. Er reißt mit Faust durch die Welt, und Faust ist enttäuscht von dem Prunk einer Königskronung (Karl V.), der Eitelkeit am päpstlichen Hof (Raffaello Papst Leo X.) und entsetzt vom Lärm einer modernen Roker-Gruppe; er stirbt schliesslich, als er versehentlich eine Gifflasche anstatt Wein leert. Dann wird er zur Legeerde, ein Denkmal wird ihm errichtet, so wie — so ver-

steht es Boehmer — vielen Menschen, die im Leben als böse galten von der Nachwelt ein Denkmal geschaffen wird. Faust schafft sich auch, wie der Goethesche, ein Ebenbild, einen Homunculus, aber hier wird er zum Aufrührer der Bauernbevölkerung, träumt von Visionen der Jungfrau Maria, wird schliesslich von der Inquisition gerichtet.

Boehmers Musik folgt der Sprache so deutlich, dass man die interessanten Texte gut verfolgen kann; in Stil und Ausdruck bietet sie dem Hörer kaum Probleme, sie geht über die Ausdrucksweite Alban Bergs und Schönbergs kaum hinaus. Die mit viel Beifall und wenigen Buhs quitierte Pariser Aufführung wurde von einem hervorragenden Sängensemble unter Leitung des Dirigenten Janos Kulka getragen; Heinz-Jürgen Demitz war der überragende Faust.

★

EIN NEUER „CORNET“: Zu einem internationalen Fest gestaltete sich die Eröffnung der wiederaufgebauten „Semper-Oper“ in Dresden, deren „Freischütz“-Premiere in der Inszenierung des Chefregisseurs Joachim Herz in fast allen europäischen Ländern über das Fernsehen mitzerleben war. Nach der zweiten Premiere, — Richard Strauss' „Rosenkavalier“, — wurde als Uraufführung eine Oper nach Rainer Maria Rilkes „Cornet“, dessen schönste Vertonung von Frank Martin stammt, des Berliners Siegfried Matthys mit viel Interesse und starkem internationalen Echo aufgenommen.

PETER GRADENWITZ

## Wohin steuern wir ?

In zwei aufeinander folgenden Freitagsausgaben bringt „Dawar“ einen zusammenfassenden Bericht über die Fortsetzung der hervorragenden Aufbauarbeit der im Geiste von Gusch Emunim tätigen Siedlungen jenseits der Grünen Grenze. Dani Rubinstein gibt dafür Beispiele:

„In ganz Israel dürfte es keinen zweiten Bezirksverband geben, der in so kurzer Zeit so viel erreicht hat wie ‚Mateh Benjamin‘ (Bezirk Ramalla): ein schönes, geräumiges Kanzleigebäude, Schul- und Kulturbauten, eine Entwicklungs-Gesellschaft, die als Aussenarbeit Transporte im ganzen Land übernimmt. Vor einem Jahr machte sie in einem luxuriösen Prospekt konkrete Vorschläge für die Ansiedlung von 200.000 Juden allein im Bezirk Ramalla. Die Existenz von Arabern in diesem Gebiet wird kaum erwähnt. — Ein zweites Beispiel: Die ‚Gesellschaft zur Entwicklung Samarias‘ wurde in drei Jahren Eigentümerin von 22 Autobussen, von Lastautos, Minibussen, anderen Fahrzeugen und schwerem Gerät; sie betreibt Benzinstationen, plant eine Betonindustrie (gemeinsam mit der Histadrutfirma ‚Even we’ssid‘) und die Erzeugung von Nebenprodukten (Farben u.a.) der Ölindustrie (zusammen mit ‚Paz‘). Die Prospekte verkünden, dass sie imstande ist, ohne Regierungshilfe neue Siedlungen zu errichten, und deutet an, dass sie auf dem Wege ist, ein grosser Wirtschaftskonzern zu werden, der ökonomisch genug fundiert ist, um aus eigener Kraft bestehen zu können, auch wenn politische Hindernisse auftauchen sollten.“

Dani Rubinstein resümiert:

„Man rüstet mit aller Kraft dazu, die israelische Regierung zur Annahme des politischen Programms des Gusch Emunim zu zwingen — ein Vorgang, der an die Einstellung des Jischuw zur Zeit der Mandatsregierung erinnert, an die Zeit des ‚Staates im Werden‘... Eine grosse, willensstarke Gruppe von Siedlern hat sich eine halachische Legitimierung für aktiven Widerstand gegen die israelische Regierung geschaffen, falls diese sich zu einem Kompromiss (mit den Arabern) über die besetzten Gebiete bereit erklären sollte.“

Über die Frage, ob das heilige Ziel alle Mittel, notfalls auch offenen Kampf gegen die gesetzliche Regierung, heilige, wird seit langem diskutiert. Eljakim Haëzni, der bekannte Sprecher für nationalistischen Aktivismus, erklärt seit Monaten, ein Verzicht der Regierung auf Israels Souveränität über Judäa, Samaria und den Gazastreifen werde zu einem Bürgerkrieg führen.

Blinder, irrationaler Glaube, der auch von Millionen christlichen

Fundamentalisten in USA geteilt wird, hat also dazu geführt, dass modern gebildete Menschen im heutigen Israel die Realitäten nicht zur Kenntnis nehmen. Ihr sturer Chauvinismus kollidiert mit der analogen Sturheit der Gegenseite, mit dem aber zahlenmässig hundertfach stärkeren islamischen Lager. Ist es vernünftig zu erwarten, dass die Völker der Erde sich weiter um die seit 36 Jahren andauernden Händel zwischen dem zionistischen Kleinstaat und seinen Nachbarn kümmern werden? Sollte nicht die Erinnerung an den Bar-Kochba-Aufstand gegen Rom und seine schrecklichen Folgen uns vor einer neuen manischen „pseudo-messianischen“ Phase in der Geschichte unserer kleinen Nation warnen? — Ist es nicht heller Wahnsinn, ernsthaft — wie der Advokat Haëzni aus Kirjat Arba — einen Bürgerkrieg ins Auge zu fassen und die Siedlung zur Rüstung für einen solchen Fall aufzufordern — einen Bürgerkrieg, der doch nur den Chomeinis und Ghaddafis in die Hände spielen würde?

Der bekannte Schweizer Schriftsteller Dürrenmatt beschreibt in jener symbolischen, unter dem Eindruck des Wettrüstens und der Atombombengefahr verfassten Kurznovelle „Der Tunnel“ das Erlebnis zweier Menschen, die in einem mit rasender Geschwindigkeit in den Abgrund schnellenden Eisenbahnzug hilflos dastehen, während die anderen Passagiere ahnungslos spielen, lesen oder vor sich hindösen. Die Notbremse funktioniert nicht — und sie ergeben sich stumm ihrem Schicksal: sie stürzen der Katastrophe entgegen... laut Dürrenmatt „in Gottes Arme“.

Gleicht nicht unsere Lage der in Dürrenmatts phantastischer Novelle beschriebenen Situation? Vielleicht gibt es aber für uns doch noch eine funktionierende „Notbremse“? Der 1974 englisch und deutsch erschienene Band „Between Enemies“ („Dialog der Feinde“) von Amos Elon und der Ägypterin Sana Hassan (letztere wurde im Jerusalemer Fernsehen am 18.2. in einem eindrucksvollen Interview gezeigt) kann uns helfen, die Hoffnung nicht aufzugeben, dass trotz allem die Vernunft obzwingen und die drohende Katastrophe verhindert werden kann.

E.F.KAMINKA

### ...ZU ALLERLETZT

kommt man doch zu Stampf,  
wenn man TEPPICHE  
kaufen, verkaufen oder  
richten will.

STAMPF,

Hess Str. 1, Tel. 295531, T.A.

ANAT JÜTTE

## Der „Israelische“ Dibbuk

Neues jüdisches Theater in Jerusalem

Auf die Frage, was jüdisches Theater sei, kann man vermutlich eher eine Antwort ausserhalb Israels erwarten. Der Konsens zwischen Juden und Nichtjuden würde wohl lauten, dass es sich dabei um ein Theater handle, dessen Herz die jüdische Welt sei, bei dem die Mehrheit der Schauspieler Juden seien, kurzum, ein Theater, das versucht, jüdische Thematik auf die Bühne zu bringen. Für jüdische Zuschauer, die auch unter dem normalen Theaterpublikum eine Minderheit darstellen, ist ein Besuch im jüdischen Theater — wo es dieses noch gibt! — nicht nur ein theatrales Erlebnis, sondern gleichzeitig ein Mittel der Rückbesinnung auf die eigene Identität und autochthone Kultur, das ihnen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit vermittelt.

Als die Frage „Was ist ein jüdisches Theater?“ der internationalen Konferenz an der Universität Tel Aviv im Sommer 1982 — übrigens die erste, die diesem Thema gewidmet wurde — lange Diskussionen hervorrief, wurde eines sehr schnell klar, dass längst nicht alles, was allgemein akzeptiert zu sein scheint und ausserhalb Israels als problemlos erachtet wird, auch von den Akademikern so gesehen wird. Kein Wunder, dass sogar der Hinweis, dass selbst der Prophet eines jüdischen Staates, Theodor Herzl, ein erfolgreicher Dramaturg war, die Anwesenden bei ihren Bemühungen, eine brauchbare Definition zu finden, nicht sehr viel weiterbrachte.

Von mehreren Teilnehmern wurde damals die Auffassung vertreten, dass jüdisches Theater das Theater sei, welches das Judentum und die jüdische Tradition als potentielle Quellen für ein dramatisches Erleben ansieht. Um zu beweisen, dass der jüdische Kultus tatsächlich Stoff für ein Drama liefern kann, hat die junge Regisseurin und Autorin, die gleichzeitig Dozentin an der Hebräischen Universität ist, Dr. Michal Govrin, ein Drama verfasst, das den Titel „Masa haschana“ (Jahresreise) trägt. Das Stück basiert auf den jüdischen Festtagen, und so geht die Reise entsprechend der Tradition von „Rosch Haschana“ bis „Selichot“ im Monat Elul. Michal Govrin versucht (und es ist ihr auch gelungen), die Zuschauer aktiv in dieses „Happening“ miteinzubeziehen wie die in einer Synagoge versammelten Gläubigen. So wanderten Zuschauer und Schauspieler gemeinsam von Rosch Haschana zu Jom Kippur und Sukkot und teilten sich eine „Matze“ zu Pessach. Ein nicht-jüdischer Zuschauer hätte sich in diesem Moment wohl an die mittel-

alterlich-christliche Tradition des Passionsspiels erinnert — eine dramatische Form, die ebenfalls aus dem religiösen Fundus schöpft. Das Verhältnis Michal Govrins zum jüdischen Theater stellt also eine mögliche Form der Definition dar. Die Anhänger dieser Richtung verweisen zum Beispiel darauf, dass auch der Sederabend ein theatrales Ritual sei und dass es sich bei dem Purimspiel gleichfalls um eine Form des Theaters handle. Zu verweisen wäre in diesem Zusammenhang auch auf die Zeremonien und Gebräuche bei den orientalischen Juden, die durchaus, das Rohmaterial für ein genuin jüdisches Theater liefern könnten.

Nicht alle stimmen der obengenannten Definition zu. Manche behaupten, dass gerade das jiddische Theater das wahre jüdische Theater verkörpere. Andere wiederum vertreten die Auffassung, dass selbst Stücke von jüdischen Autoren wie Harold Pinter, Arnold Wesker oder Arthur Miller zum jüdischen Theater zu rechnen seien.

In Israel selbst ist die Diskussion um das jüdische Theater eng mit dem Namen des Regisseurs Yossi Yzraeli verknüpft. Schon in den siebziger Jahren hat Yzraeli versucht, die israelischen Zuschauer ins jüdische Theater zu locken, und zwar mit dem Stück „Isch Chassid Haya“ (Es war einmal ein Chassid), das auf den durch Buber volkstümlich gewordenen Geschichten der Chassidim basiert. Dieser Theaterabend war ein grosser Erfolg und brachte auch viele in den Zuschauerraum, die normalerweise nicht ins Theater gehen. Mit Hingabe und unglaublicher Energie hat Yzraeli seitdem immer wieder versucht, die Mehrdimensionalität des Judentums auf der Bühne darzustellen. Im Heidelberger Stadttheater inszenierte er vor ungefähr zwei Jahren ein Stück mit dem Titel „Nichts ist vollkommen, als ein gebrochenes Herz“, ein chassidisches „Happening“ mit Spiel, Tanz und Musik.

Als Yossi Yzraeli, der als „enfant terrible“ der israelischen Theaterszene gilt, vor einigen Monaten zum künstlerischen Leiter des Jerusalemer Chan-Theaters ernannt wurde, war vielen klar, dass ein totaler Umbruch im Spielplan bevorstand: kein Schiller, kein Ibsen, kein Shakespeare. Wer auf Hinwendung zum jüdischen Theater getippt hat, sollte recht behalten. Vor kurzem öffnete sich der Vorhang, und gezeigt wurde „Tehilla“ von S. J. Agnon! Wieder einmal geht Yzraeli nicht den üblichen Weg. Statt ein Stück zu inszenieren, das als Dramentext vorliegt, hat er mit

(Schluss umseitig)



# Die Geschichte der Klagemauer in Jerusalem

Der Mann hat Stimme. In melodischem Singsang brummelt sein Bass rhythmisch schwingende Wortfolgen. Seine linke Hand stützt sich in ein schmiedeeisernes Gittertor, in der rechten hält er das Buch, aus dem er rezitiert. Von den 29 Grad im Schatten offensichtlich unbeeindruckt, trägt er einen schweren, dunkeln Mantel. Ebenfalls dunkel glänzt sein samtener Hut, während etliche Silberfäden den vormals wohl pechschwarzen Bart marmorieren. Sein Körper unterstreicht mit leichtem Pendeln die Sprachmelodie. Volle Lippen und hellwache Augen kontrastieren höchst lebendig diese dunkle Gestalt, die in der Zeitlosigkeit geheimatet zu sein scheint. Der Mann lehnt am Gitter des Torbogens zwischen dem im Freien befindlichen und dem überwölbten Teil jener Mauer, die Herodes der Grosse vor 2000 Jahren erbauen liess; an der Jesus von Nazareth entlangging; die der römischen Zerstörungswut im Jahre 70 nach Christus widerstand; an der Mohammed, der Prophet, sein Pferd al Burak festgebunden haben soll; an der die Nachfahren jener prunkvollen Zeiten Herodes des Grossen lange überhaupt nicht, oft nur gegen Gebühr, nicht selten dabei von oben mit Unrat überschüttet, beten durften. Es ist die Mauer, die seit 1967 wieder jedem zugänglich ist; in deren durch keinen Mörtel verbundenen Fugen zu Buchstaben und Zetteln gewordene Gebete ihrer Erhöhung entgegenhocken; deren Quader zahllose bittende Hände

## Israelischer Dibbuk

(Schluss)

viel Phantasie eine Kurzgeschichte des berühmten jüdischen Erzählers dramatisch bearbeitet. Folkloristische Elemente sind in dieser Geschichte, welche die kleine Welt der Titelheldin Tehilla zeigt, deutlich zu erkennen. Wie in Anskis „Dibbuk“ kommt auch hier dem Heiratsritual eine Schlüsselfunktion zu. Um dieses zentrale Ereignis gruppieren sich Bilder, die von Leiden, Heimsuchung und Hoffnung des jüdischen Volkes erzählen. Die mit deutlich expressionistischen Zügen ausgestatteten Bühnenfiguren, in schwarze und weisse Kostüme gekleidet, verkörpern nach Aussage Yossi Yzraelis die vielen Gesichter des Judentums.

Die Feuerprobe für diese Form des jüdischen Theaters besteht für den Regisseur sicherlich nicht in dem Problem, neues Material für Stücke zu finden oder die Schauspieler weiterhin zu begeistern. Es muss sich dagegen erst zeigen, ob das israelische Publikum auf Dauer den von Yossi Yzraeli eingeschlagenen Weg begleiten wird.

verspürten; deren blicklose Fassade alles Leid, allen Jubel, jeden gegen die scheinbare Aussichtslosigkeit antretenden Mut gesehen hat: die Klagemauer Jerusalems.

Klagemauer — die Israelis unserer Tage mögen diesen Begriff nicht. \*) Klagemauer, das spricht von Resignation, von dumpfer Ergebenheit in ein anscheinend unabwendbares Schicksal. Doch von genau dieser Art mit dem Leben umzugehen, wollen sie nichts mehr wissen. Jahrhundertlang hat ihr Volk Rechnungen gezahlt, die im Grunde überhaupt nicht auf sein Konto gehörten. In den ersten beiden Kreuzzügen metzelte ein aufgeputschter Pöbel, der sich als christliches Heer bezeichnete, die jüdischen Gemeinden an Rhein und Mosel dahin. Während der Pestzeit des Mittelalters sagte man ihnen Hostienfrevler sowie Brunnenvergiftungen und Ritualmorde nach, liess sie deswegen über die Klinge springen.

### Mit Sühnekirchen wurde das Gewissen beruhigt

Um die dann doch unruhig gewordenen Gewissen zu beruhigen, bauten die Christen mancherorts Sühnekirchen, wie die Würzburger Marienkapelle. Mit dem tödlich dummen Argument, die Juden seien das Volk der Gottesmörder, führen zu Zeiten der russischen Zaren die Kosaken raubend und mordend zwischen die Juden. Was sich im Mittelalter an Juden aus Deutschland retten konnte — und in unbegreiflicher Treue zur zweiten Heimat als Sprache das Jiddisch mitnahmen, somit den einzigen Rest Mittelhochdeutsch am Leben erhielten — deren Enkel wurden dann in unserem Jahrhundert von den Nazis in die Gaskammern geschickt.

Im Warschauer Gettoaufstand des Jahres 1943 schlugen sie erstmals wirksam zurück, und sind seitdem nicht mehr bereit, mit der Miene der Schicksalsergebenheit für die Launen anderer zu zahlen. Klagemauer — der Begriff ist Geschichte. Für die meisten Juden, die heute an der Mauer beten, ist die Klage über das Schicksal ihres Volkes nur die eine Seite einer Münze, auf deren anderer Seite der Schwur zum Kampf ums Überleben eingepägt ist.

„Darum ist unser Herz traurig, darob sind düster unsere Augen: Des Zionsberges wegen, der verwüstet liegt; Schakale laufen dort herum. Doch du Gott, du bleibst in Ewigkeit, dein Thron steht von Geschlecht zu Geschlecht. Warum willst du für immer uns vergessen, verlassen uns fürs ganze Leben. Kehre uns zu dir Gott, auf dass auch wir uns wenden, mach un-

\*) (hebr. heisst sie einfach „Westmauer“. Red. MB).

sere Tage wieder wie einst! Oder hast du uns verworfen, zürnst uns unerbittlich?“ — so beten die letzten Verse der Klagelieder des Jeremia. Mit ihnen gedenken die Juden der Zerstörung des Tempels an jenem Teil des Tempelbezirks, der allein unversehrt geblieben war, an der westlichen Stützmauer, die wegen des jahrtausendlang an ihr entspringenden Tränenstroms Klagemauer genannt wurde. Unterbrochen wurde die Kette der Betenden im Anschluss an den Aufstand des Simon Bar Kochba (132 bis 134), als die Römer den Juden unter Androhung der Todesstrafe verboten, dieses Gebiet zu betreten. Doch auch nach den grössten nationalen Katastrophen kehrten immer wieder Juden an das Zentrum ihres Volkes zurück.

Der Drang nach Jerusalem war ja keine Erfindung Theodor Herzls (1860 bis 1904), des Begründers des modernen Zionismus. „Nächstes Jahr in Jerusalem“ lautet der Segenswunsch, den sich Juden in der Diaspora seit Jahrhunderten anlässlich des Passahfestes zurufen.

Die Trostlosigkeit der Mauer wirkt monumental, wenn Regenschauer sie mit einem tristen Graubraun verhängen. Im weichen Licht der späten Nachmittagssonne indes beginnen die uralten Quader zu blühen, und dem Glauben, dass alle auf Zetteln in die Mauerritzen geschobenen Gebete erhört werden, wächst Gewissheit zu. Eine fromme Überzeugung behauptet, diese Zettel würden von Engeln vor das Angesicht Gottes getragen, keine menschliche Hand würde das Papier entfernen.

Hier zu beten bedeutet für den Juden, fest in der Tradition seines Volkes verankert zu sein, und deshalb drängte es die Angehörigen dieses Volkes immer wieder hierher. Je mehr das im 19. Jahrhundert wurden, desto weniger gefiel das den Arabern. Um Reibereien zu vermeiden, wollte Baron Rothschild im Jahre 1887 das heruntergekommene arabische Moghrabi-Viertel aufkaufen, um dessen Bewohner anderswo anzusiedeln. Sein Plan fand wenig Gegenliebe. 1929 war der Streit ums Heiligtum so weit gediehen, dass die britischen Mandatsbehörden eine „Verordnung zur Benutzung der Mauer“ herausgaben. Demnach waren zwar die Moslems Besitzer der Mauer, die Juden aber hatten das uneingeschränkte Recht, davor zu beten.

### Neunzehn Jahre musste der Rabbi warten

Doch am 28. Mai 1948 war es damit wieder einmal vorbei. Die von dem Engländer Glubb befahligte arabische Legion des jordanischen Königs Abdullah hatte die Altstadt erobert, die Juden mussten abziehen. Zwar war der Krieg von

den Israelis gewonnen, die Schlacht um Jerusalems Altstadt indes war verloren. Und obwohl die Jordanier in den Waffenstillstandsverhandlungen zugesagt hatten, den Juden das Beten an der Klagemauer zu erlauben, hielten sie sich nicht daran.

Das war die Zeit des Rabbi Abraham Jakob Biedermann. Jeden Freitagnachmittag nahm er das im Gesetz der Väter vorgeschriebene Bad, legte seine rituellen Kleider an, brach aus seinem orthodoxen Wohnviertel Mea Shearim auf in Richtung Klagemauer. Wenn er kurz vor dem Ziel auf den israelischen Grenzschutz stiess, fragte er auf Jiddisch: „Man darf schon?“ Ebenso regelmässig kam die Antwort: „Nein, Reb Jid, man darf noch nicht!“ Hängenden Kopfes schlurfte dann der Greis wieder heim nach Mea Shearim. 19 Jahre lang. Fast tausendmal wiederholter Dialog der Hoffnungslosigkeit. Bis dann ein Soldat sagte: „Man darf schon, Reb Jid!“ Das war an dem ersten Freitagnachmittag nach dem 7. Juni 1967, an dem israelische Fallschirmjäger im Sechstagekrieg Jerusalems Altstadt zurückerobert hatten. Chaim Hefer setzte der Tat in seinem Gedicht „Die Fallschirmjäger weinen“ ein Denkmal. Und der alte Rabbi Abraham Jakob Biedermann stapfte mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte es nie einen tausendwöchigen Zweifel gegeben, durch Trümmer und Stacheldraht zur Klagemauer.

Seitdem sehen die Steinquader Herodes des Grossen auch wieder Szenen des Jubels, der Freude, des Neubeginns. Brautpaare lassen vor dieser historischen Kulisse ihre Hochzeitsfotos schiessen. Jeden Dienstag und Donnerstag werden in der Feier der Bar-Mizwah junge Burschen als vollgültige Mitglieder in die Gemeinde der Erwachsenen aufgenommen. Am Vorabend des Sabbat ziehen Zöglinge der Jeshiva-Schulen tanzend und singend zur Mauer. Wie vor Jahrtausenden bläst ein Rabbi das Schofar, das Widderhorn, dessen schneidendes Scheppern schon den Auszug der Juden aus Ägypten in dieses Land begleitete, das in der Bibel das Gelobte genannt wird, das gleichwohl für Mose wie für zahllose seiner Nachfahren immer nur ein Traum blieb, das mehr Verheissungen erfahren und mehr Tränen gesehen hat als jeder andere Fleck unserer Erde.

[„Rheinischer Merkur“]

### DEUTSCHE BÜCHER

kauft aus allen Gebieten  
Antiquariat Lustenberger  
Altheimstr. 10, D6Frankfurt  
Senden Sie mir Ihre Liste